

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	91 (2020)
Heft:	6: Frauen : sie prägen die Pflege- und Sozialberufe
 Artikel:	Wann sind in der Sozialpädagogik genderspezifische Angebote sinnvoll und notwendig? : Ein sicherer Ort - ohne männliche Dominanz
Autor:	Tremp, Urs
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1032724

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wann sind in der Sozialpädagogik genderspezifische Angebote sinnvoll und notwendig?

Ein sicherer Ort – ohne männliche Dominanz

Mädchen und junge Frauen brauchen Schonräume, in denen sie ohne Burschen und junge Männer zu sich selbst werden können. Darum sind Institutionen nur für Mädchen und junge Frauen nicht von gestern. Mit einem Rückschritt in die Zeit der Mädchenheime hat solches nicht zu tun.

Von Urs Tremp

Was haben Kirchenmänner der ersten Hälfte und Feministinnen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gemeinsam? Sie wollten und wollen, dass Mädchen in Bildungs- und Erziehungsinstitutionen unter sich sein sollen. Allerdings aus ganz unterschiedlichen Gründen.

Monika Richt ist Leiterin der «Sonegg» in Bern Belp, einer Institution «Wohnen und lernen für junge Frauen». Sie sagt heute: «Es irritiert mich etwas, wenn man ein Angebot ausschliesslich für junge Mädchen und Frauen nicht als ein selbstverständliches Angebot in der Jugendhilfe ansieht.»

Tatsächlich heisst die Frage heute nicht mehr Koedukation oder Seedukation, geschlechtergetrennte Education. Heute dreht sich die Frage darum: Wo und warum ist es sinnvoll, dass Mädchen und junge Frauen – aber auch die Jungen – unter sich sein dürfen und auch sollen?

Für Mädchen früher andere Bildungsinhalte

Bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts war es ganz selbstverständlich, dass Mädchen spätestens ab der Pubertät getrennt von den Jungen erzogen und ausgebildet wurden. Zwar wurden die Bildungsangebote sukzessive auch für Mädchen und junge Frauen geöffnet. Aber an den Gymnasien oder

den Lehrerbildungsanstalten blieben die jungen Menschen in geschlechtergetrennten Schulen oder zumindest in geschlechtergetrennten Klassen untereinander. Lehrinhalte und Erziehungsziele wurden nach vermeintlich natürlichen weiblichen und männlichen Anlagen definiert.

Geschlechterrollen lange kaum in Frage gestellt

Erst recht separierte man Mädchen und Jungen in Erziehungsinstitutionen. Die jungen Menschen aus schwierigen – man sagte noch aus «verlotterten» oder «liederlichen» – Verhältnissen sollten in speziellen Mädchen- oder Knabenheimen zu gesellschaftsfähigen Menschen erzogen werden. Selbstverständlich wurden in diesen Heimen die traditionellen Geschlechterrollen nicht oder nur äusserst selten in Frage gestellt. «Der Geist, der in den Mädchenheimen herrschte, lässt sich wohl am besten als «klösterliche Zucht» beschreiben», sagt die Historikerin Verena Rothenbühler, die Anfang dieses Jahres eine Arbeit über die Thurgauer Mädchenheime herausgegeben hat. Tatsächlich waren es oft Ordensschwestern, die Mädchenheime führten. Sie hielten die Mädchen und

jungen Frauen zu Fleiss, Pflichterfüllung, zu Sparsamkeit und Reinlichkeit an – Hausfrauentugenden. Nur so, glaubte man, würden diese Frauen im besseren Fall einen Mann oder ansonsten immerhin ein Auskommen zur Finanzierung des eigenen Lebensunterhalts finden. Kritisches Hinterfragen des eigenen Rollenverhaltens? Fehlanzeige.

Heute, sagt Monika Richt von der «Sonegg», sei gar nicht so einfach zu sagen, warum und wann es mädchen- und frauenspezifische Angebote in der Jugendhilfe brauche. «Es kann sehr vielfältige Gründe geben, dass eine junge Frau in einer mädchen spezifischen Institution betreut werden soll oder ein genderbewusstes Angebot benötigt.» Und Thomas Wild, Ge-



Institution «Sonnegg» Belp heute (o.), Mädchenheim früher: Persönlichkeit bilden statt Fleiss und Pflichterfüllung lernen.

samtleiter des Schulinternats «Heimgarten» in Bülach ZH ergänzt: «Grundsätzlich sehen wir kein Problem mit einer koedukativen Betreuung, eine solche kann sehr bereichernd sein.» Gerade bei Mädchen und jungen Frauen – aber auch bei Jungen – könne es in bestimmten Fällen förderlich sein, wenn es gelingt, Druck abzubauen und Raum für Geborgensein, Verarbeitung, Auseinandersetzung und Entwicklung anzubieten. Dies als Grundlage für die Förderung von Selbstwirksamkeit und -bewusstsein mit dem Ziel, sich den Anforderungen eines gesellschaftlichen Lebens anzunähern. «Wenn ein solcher Abbau von Druck durch eine vorübergehende geschlechtsspezifische Betreuung und Begleitung erreicht werden kann, betrachten

wir es als unangemessen, an einer koedukativen Förderung festzuhalten.»

Der Einsatz für Koedukation in Bildung und Erziehung vor etwas mehr als einem Jahrhundert war ein Einsatz für Chancengleichheit der Geschlechter durch gemeinsame Erziehung und Gleichbehandlung. Die Benachteiligung von Mädchen – in den traditionellen Mädcheneinrichtungen streng auf die klassischen Frauenrollen ausgerichtet – sollte überwunden werden. Es zeigte sich freilich bald, dass durch eine Zusammenlegung

der Geschlechter verinnerlichte Verhaltensweisen, eingebüte Problemdefinitionen und gängige Orientierungsprinzipien hinsichtlich der Erziehung und der Bereitstellung von Angeboten kaum neu gedacht wurden. Als die feministische deutsche Zeit-

schrift «Emma» in den achtziger Jahren die seither oft zitierte Schlagzeile «Koedukation macht Mädchen dumm» kreierte, begann ein feministisch grundiertes Umdenken. Das Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» fragte: «Ist der gemeinsame Schulunterricht für Jungen und Mädchen ein historischer Irrtum?»

Thomas Wild vom «Heimgarten» sagt heute: «Die Mädchen schätzen den Raum, sich freier bewegen zu können und nicht einem latenten «Gefallen-Müssen» ausgeliefert zu sein. Es bietet ihnen die Möglichkeit, sich mit der Thematik Frau-Werden und Frau-Sein ungezwungener auseinanderzusetzen zu können.»

Die Mädchen und jungen Frauen schätzen den Schonraum

Nicole Wolschendorf, Heimleiterin der «rose», einer Sozialpädagogischen Wohngruppe für Mädchen und junge Frauen in Heiden AR, hat bei ihren Mädchen und jungen Frauen selbst nachgefragt, was sie schätzen am mädchen- und frauenspezifischen Angebot der «rose»:

- «Ich finde das super. Mit Jungs würde es ein allzu grosses Puff geben. Alles geht verloren, wird dreckig etc. »
- «Es ist sehr cool, dass hier nur junge Frauen sind, weil wir es lustig haben gemeinsam, und man kann es auch ohne die jungen Männer lustig haben.»
- «Ich finde das gut, weil wir viel traumatische Erlebnisse mit Männern haben und wir frei sein können und mehr Privatsphäre haben. Außerdem können wir offen über Frauenthemen sprechen.»
- «Man hat viel weniger Hemmungen und getraut sich, sich mehr beziehungsweise schneller zu öffnen.»
- «Ich finde es gut, dass nur Mädchen und junge Frauen sind. Weil ich finde, man kann dann besser so über Frauenthemen sprechen.»

«Die meisten jungen Frauen in der «rose» wollen explizit unser exklusives Setting», sagt Nicole Wolschendorf. Viele der Mädchen und jungen Frauen könnten sich noch zu wenig schützen und abgrenzen. Gerade bei jungen Frauen, die massive Grenzverletzung erlebt haben in ihrer Kindheit, bräuchten einen solchen sicheren Ort: «Das Betreuungspersonal ist explizit rein weiblich und hochspezialisiert für die Begleitung von stark lebensgeschichtlich belasteten Mädchen und jungen Frauen.

>>

Wir haben uns spezialisiert auf Traumafolgesymptome, die eher internalisierend sind wie Dissoziationen, Vernachlässigen der Körperhygiene und Ähnliches. Zudem geht es bei jungen Frauen eher darum, die eingenommene Opferrolle zu verlassen und tatkräftig ihr eigenes Leben in die Hand zu nehmen.» Bis heute gibt es gute Gründe sowohl für die Koedukation als auch für separate Angebote: Wenn Mädchen Zeit und Leben gemeinsam verbringen, fänden sie einen recht unkomplizierten Weg zueinander, sagt Wolschendorf. Das ist nicht anders als in herkömmlichen Familien, wo Brüder und Schwestern gemeinsam aufwachsen. Allerdings sei unabdinglich, dass Buben und Mädchen nicht einfach nebeneinander erleben. Denn nur durch gemeinsame Aktivitäten würden Kinder erleben, dass der Alltag gemeinsam gestaltbar ist. Überdies könnten sie so die Erfahrung machen, wie das Miteinander gestaltet werden kann, damit sich alle Beteiligten – Mädchen und Buben – wohlfühlen können

«Wir können über alles offen reden, über Veränderungen in der Pubertät und über Sexualität.»

Stereotypische Vorstellungen überwinden

Das sind freilich Idealvorstellungen der Koedukation – und kaum Ist-Zustand in belasteten Milieus. Die Leiterinnen der Mädchen- und Fraueninstitutionen wissen, dass gerade Mädchen und junge Frauen aus diesen Milieus den separierten Schonraum brauchen. Monika Richt von der «Sonnegg» sagt: «Der Raum für diese junge Frauen ist sehr häufig geprägt von stereotypischen Vorstellungen, wie sie erwachsen werden sollen. Die Erwartungen an sie misst sich an einer männlich dominanten Gesellschaft. Diese macht Vorgaben zu einem Frauenbild, subtil oder auch ganz direkt. So werden auch Störungsbilder oder Verhaltensauffälligkeiten abhängig vom Geschlecht diagnostiziert und bewertet. Die persönliche Perspektive, eine erwachsene Frau zu sein, ist an Massstäbe gebunden, die durch die gesellschaftliche Rolle als Frau geprägt sind. Eine genderbewusste Pädagogik bezieht dies zwar mit ein. Die Gruppe junger Frauen kann sich aber als Solidargemeinschaft

erleben und nicht, wie oft indirekt impliziert, als Gruppe von Konkurrentinnen.» Nicole Wolschendorf von der «rose» ergänzt: «Gerade junge Frauen, die massive Grenzverletzungen erlebt haben, brauchen den sicheren Ort. Sie schätzen, dass sie über alles offen reden können, wie körperliche Veränderungen in der Pubertät, ihre Periode und über Sexualität. Wir können ganz spezifische Themenabende durchführen, etwa zum Thema sexuelle Gesundheit oder Gefühle.» Diese jungen Frauen hätten oft auf Herabsetzung («Du bist nichts wert», «Du kannst nichts», «Du schaffst es nicht») mit Bewältigungsstrategien reagiert, die wiederum von den Männern angeboten wurden: dissoziieren, anpassen, unterordnen. «Wir wollen in unserer Institution darauf hinwirken, dass die jungen Frauen aus diesen Strategien rauskommen. Die jungen Frauen brauchen einen sicheren Ort, an dem sie sich ihrer selbst immer mehr bewusst werden können, darüber, wer sie sind und was sie wollen – ohne männliche Dominanz.»

Nicht Entweder-oder, vielmehr Sowohl-als-auch

Die Koedukation hat nicht ausgedient. Doch heute sieht man die Sache differenzierter als vor fünfzig Jahren, als es nur um Ja oder Nein ging. Regine Rauw, deutsch-niederländische Pädagogin mit Schwerpunkten im Bereich von Geschlechterfragen, schreibt in einem Essay, der sich mit der Koedukation beschäftigt: «Geschlechtsbezogene Pädagogik setzt sich heute aus drei Bestandteilen zusammen: Jungenarbeit, Mädchenarbeit sowie reflexiver Koedukation. Es bedeutet weder, dass alle Angebote nur noch geschlechtshomogen durchgeführt werden sollen, noch dass sich Mädchen- und Jungenarbeit nun in einem gemeinsamen Konzept aufheben. Die Frage, ob ein Angebot für Mädchen und Jungen zugänglich sein soll oder für eine geschlechtshomogene Gruppe konzipiert wird, entscheidet sich unter der Massgabe der Zielbestimmungen Selbstbestimmung, Entwicklung von Selbstwertgefühl und Übernahme von Verantwortung.» ●

Für Frauen mit psychischen Beeinträchtigungen: Die Heimgärten

Die Heimgärten Aargau mit den beiden Standorten in Aarau und Brugg sind Wohnheime für Frauen mit besonderem Betreuungsbedarf, vor allem für Frauen mit psychischen und zum Teil auch mit kognitiven Beeinträchtigungen. Sie sind zwischen 19 und 75 Jahren alt.

Der Standort in Aarau bietet 30 Frauen ein Zuhause, jener von Brugg 36 Frauen. Zudem stehen einige Plätze im Betreuten Wohnen (auch für Frauen in sozialen Notlagen) zur Verfügung. In Ergänzung zum Wohnheim bietet der Heimgarten Aarau verschiedene zusätzliche Wohnformen in WGs und Studios an. Ziel ist es, die Bewohnerinnen zu fördern und ihnen ein möglichst selbständiges und selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen.

Der Heimgarten in Aarau wurde in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts auf Initiative der reformierten Landeskirche als ein Durchgangsheim für stellenlose Hausange-

stellte, Strafentlassene, Erholungsbedürftige, Obdachlose, Frauen während der Scheidung, sittlich verwahrloste Mädchen, ledige Mütter sowie vom Alkohol abhängige Frauen geschaffen. Während des Kriegs bot das Zufluchtshaus auch Auslandschweizerinnen Unterschlupf.

Dass die Heimgärten Institutionen exklusiv für Frauen sind, hat sich einerseits aus der Geschichte ergeben, wird heute aber geschätzt, weil die Frauen auch gerne unter sich sind. «Der Umgang ist vermutlich etwas entspannter», sagt Heimgärten-Geschäftsleiterin Therese Müller. «Und es gibt weniger Konkurrenz. In einer gemischten Institution hätten wir wohl grössere Unruhe. Wir haben zudem viele Frauen bei uns, die schlechte Erfahrungen mit Männern hinter sich haben. In den Heimgärten fühlen sie sich geschützt. Männer sind als Gäste aber willkommen. Einige unserer Frauen haben einen Freund, der darf auch hier übernachten.»